

In freier Stunde

Die Frau vom Heidbrinkhof

Roman von Marie Schmidtsberg

(Schluß.)

(Nachdruck verboten)

Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

Langsam, aber stetig schritt nun Margrets Genesung vorwärts. Das Weihnachtsfest verlebte sie schon wieder außerhalb des Bettes, und zu Anfang des neuen Jahres machte sie den ersten Rundgang durch das Haus. Allmählich rundeten sich auch wieder ihre Glieder; in die blassen Wangen kam etwas Farbe.

Die Seele aber hielt nicht Schritt mit der Besserung des Körpers. Die Schatten der Vergangenheit umdüsterten noch immer ihr Gemüt und wollten so rasch nicht weichen. Auf Schritt und Tritt wurde sie im Hause an Vergangenes erinnert. Schauernd schloß sie die Augen, als sie zum ersten Male wieder den Hofraum betrat und ihr Blick auf die Scheune fiel.

Zu furchtbar war das Erlebte gewesen, zu tief waren die Wunden in ihrer Seele eingebrannt. Aber langsam, ganz langsam begannen sie doch zu vernarben. Die Zeit, die alles heilende, strich mit linder Hand darüber hin. Wenn jetzt irgendwo das sonnige Lachen ihres Jungen aufplatterte, wenn sein herziger Blondkopf austauchte, oder wenn er die Armechen um ihren Hals schlang, dann glitt manchmal wie Sonnenschein ein frohes Lachen über ihre Züge. Und leise regte sich in ihr das Empfinden: ich bin noch nicht ganz arm — trotz allem.

Ihre Angehörigen und alle Hausbewohner wetteiferten miteinander, sie alles Schwere vergessen zu machen. Vater Meinhart war nach jenen furchtbaren Wochen förmlich wieder aufzulebt, in der Gewißheit, daß seine geliebte Aelteste dem Leben wiedergeschenkt sei. Er und seine Familie weilten oft auf dem Heidbrinkhofe. Die alte Lene umsorgte Margret wie eine Mutter, trotzdem die Gicht ihr manchmal arg zu schaffen machte.

Die größte Fürsorge und Aufmerksamkeit widmete ihr aber doch ihr Schwager. Jeden kleinen Wunsch, jeden Gedanken suchte er ihr vom Gesicht abzulesen. Die Abende, überhaupt seine ganze freie Zeit, gehörten ihr. Er brachte ihr Bücher, um sie abzulesen. Er plauderte mit ihr von den verschiedensten Dingen, erzählte ihr von seinem Leben. Margret bewunderte oft sein reiches Wissen, seinen klaren Blick und seine Begeisterung für alles Gute und Schöne. Wahrhaftig, dieser Mann hatte sich von den schwersten Schicksalsschlägen nicht unterkriegen lassen: er war nicht einmal hart und verbittert geworden, sondern hatte sich den Glauben an die Menschen erhalten. Sollte sie sich von ihm beschämen lassen?

Langsam begann das Interesse für ihre Umgebung wieder in Margret zu erwachen, und Wilhelm sorgte

dafür, daß es nicht erlosch. Er begann, wirtschaftliche Dinge mit ihr zu besprechen, fragte sie in allem um Rat, trotzdem es dessen nicht bedurft hätte. Die Zügel der Wirtschaft ruhten fest in seiner kundigen, tatkräftigen Hand. Das wußte auch Margret, und mit leiser Rührung erkannte sie den Zweck seines Tuns. Sie war ihm dankbar, sie achtete ihn, und willig ließ sie sich von seiner Güte und Fürsorge umhüllen wie von einem warmen, schützenden Mantel. —

So ging der Winter vorüber. Mutter Erde sprengte das starre, eisige Gewand und streifte ein neues, wunderbares Kleid über. Sie schmückte sich mit Blumen und grünem Laub, mit Duft und Sonnenschein.

Ende Mai war Hanns Heidbrinks Geburtstag. Margret lag an diesem Morgen lange wach im Bette. Sie dachte an einen Hügel auf dem stillen Dorffriedhof, der zum ersten Male den Frühling sah. Sie dachte auch an den, der unter diesem Hügel schlief und der ihr höchste Seligkeit und tiefstes Leid gebracht hatte. Der erste Geburtstag, den sie mit ihm gemeinsam verlebte, tauchte vor ihrem geistigen Auge auf, und dann der letzte, dieser Tag vor einem Jahr, der sie schon in tiefster Herzensnot gesehen hatte! Wie ein Kilmstreifen glitt ihr Leben an Hanns Heidbrinks Seite an Margrets Augen vorüber — bis zu der furchtbaren Katastrophe.

Sie schauderte zusammen. War es wirklich möglich, daß es nach dieser Nacht des Grauens noch einen Frühlingsmorgen gab? Einen Morgen wie den heutigen? Lachender Frühlingssonnenschein flutete durch die halbgeöffneten Vorhänge ins Zimmer. Der süße Duft des Kliederstrauches vor ihrem Fenster drang herein. Die Vögel jubilierten darin um die Wette. Alles war so schön, so friedlich. Margret atmete tief und schwer. Wohl fühlte sie auch jetzt noch tief drinnen im Herzen das brennende Weh, aber nicht mehr so scharf, so schmerzhaft wie zuvor. Der Tod warf einen milden, versöhnenden Schimmer auf die Geschehnisse. Es ist wohl alles Schicksal, Bestimmung, dachte Margret, wir kämpfen vergebens dagegen an und müssen doch tragen, was uns auferlegt ist. Es mußte wohl alles so kommen! —

Lene wunderte sich nicht wenig, als Margret am späten Vormittag einen großen Strauß Frühlingsblumen pflückte und schweigend das Haus verließ. Und dann wußte sie plötzlich, wohin die junge Frau ging! Zum Friedhof! Zum ersten Male, seit Hanns Heidbrink dort den ewigen Schlaf schlief!

Wilhelm atmete tief und froh, als sie ihm diese Mitteilung machte.

„Gott sei Dank!“ sagte er. „Nun darf man hoffen, daß sie überwinden wird!“ —

Leise und lind strich der Frühlingswind über das stille Grab im Erbbegräbnis der Heidbrinks. Primeln und Stiefmütterchen blühten darauf um die Wette, und Margret legte ihren Strauß mitten zwischen diese Frühlingskinder.

Ihre Augen ruhten wie gebannt auf dem Hügel. Das süße, sehnüchtige Schluchzen einer Nachtigall klang auf in dem weihenollen Frieden. Und da überkam es Margret plötzlich! Sie sank neben dem Grabe in die Knie; ihr Kopf lehnte an den Sandsteinsokkel des Denkmals, und sie weinte. Weinte zum ersten Male um den Toten! Haltlos, erschüttert, unaufhaltsam! Und diese Tränen brachten die Starrheit ihres Schmerzes zum Schmelzen, lösten ihn auf in eine stille Wehmut.

Als Margret Heidbrink den Friedhof verließ, hatte sie ihren Frieden mit dem Toten gemacht. Sie hatte ihm verziehen um des großen Glückes willen, das er ihr für kurze Zeit geschenkt hatte.

In ihrem Gang war fast etwas wieder von der alten Straffheit und Frische. Klar und fest wollte sie nun in die Zukunft schauen, nur für ihren Jungen leben, für ihn arbeiten und schaffen, ihm sein Erbe erhalten. —

Hier stockten Margrets Gedanken plötzlich. Ihm sein Erbe erhalten?! Es kam ihr zum Bewußtsein, wie wenig sie seit ihrer Krankheit dazu getan hatte. Sie war so gleichgültig und teilnahmslos gewesen, daß sie noch keinen einzigen Blick wieder in die Haushaltsbücher geworfen hatte. Alles hatte sie dem Schwager überlassen. Sie selbst hatte keine Ahnung von der augenblicklichen wirtschaftlichen Lage des Heidbrinkhofes. Sie würde nicht allzu rosig sein, denn ihre Krankheit hatte sicher viel Geld gekostet.

Margret sah ein, daß es so nicht weitergehen konnte, daß sie sich selbst wieder um alles kümmern mußte. Sie hatte zwar volles Vertrauen zu ihrem Schwager und traute ihm mit keinem Gedanken zu, daß er auch nur einen einzigen Pfennig in seine eigene Tasche wirtschaftete — aber — Wilhelm würde den Heidbrinkhof über kurz oder lang verlassen. Er wollte sich doch eine eigene Scholle erwerben. Vielleicht hatte er ihretwegen schon manche gute Gelegenheit vorübergehen lassen, weil er hier unentbehrlich war und weil sie auch wohl nicht in der Lage war, ihn auszuzahlen.

Margret wurde plötzlich sehr unruhig und nachdenklich. Seltsam, daß ihr erst heute alle diese Dinge zum Bewußtsein kamen. Aber nun mußte sie so bald wie möglich mit dem Schwager darüber sprechen. Es mußte Klarheit werden zwischen ihnen. Margret hob entschlossen den Kopf.

Als sie zu Hause angelangt, war es Mittag. Die Knechte schirrten gerade die Pferde aus, und Wilhelm stand dabei und besprach mit ihnen die Arbeiten des Nachmittags. Er hatte bei aller Sicherheit und allem Zielbewußtsein immer eine freundliche Art, mit den Leuten umzugehen, im Gegensatz zu seinem toten Bruder, der stets mehr den Herrn herausgekehrt hatte.

Ein Gefühl schmerzlicher Hilfslosigkeit überkam Margret bei seinem Anblick. Wenn er ging — wie sollte sie ohne ihn fertig werden? Ohne seinen Rat, seine treue, tatkräftige Hilfe? Würde die Last, die dann auf ihren Schultern ruhte, nicht zu schwer sein? Sie hatte ja so viel von ihrer Tapferkeit, ihrem Lebensmut eingebüßt. Und — was würde ihr Junge sagen?

Eine leise Verzagttheit überfiel Margret. Wenn

doch alles bleiben könnte, wie es jetzt war! Aber nein, das war unmöglich! Entschlossen trat Margret auf den Schwager zu.

„Wilhelm,“ sagte sie, „ich hätte gern etwas Ernstes mit dir besprochen.“

Er sah sie erstaunt an. Dann nickte er.

„Ich stehe dir gleich nach Mittag zur Verfügung.“ —

Im Arbeitszimmer saßen sie einander gegenüber. Es fiel Margret nicht leicht, zu sprechen. Sie fand nur schwer die rechten Worte und entwickelte langsam und stockend ihre Gedankengänge.

Schweigend, mit gesenktem Blick hörte Wilhelm zu. Erst als sie verwirrt schwieg, hob er die Augen und sah sie fest an.

„Zunächst eine ehrliche Antwort, Margret: Ist es dein Wunsch, daß ich bald fortgehe?“

„Nein, o nein!“ wehrte sie erschrocken ab. „Das nicht. Aber ich weiß doch, daß es nicht so bleiben kann, daß du auch deine eigene Zukunft im Auge haben mußt.“

Wieder schwieg Wilhelm eine ganze Weile.

Margret beobachtete ihn mit wachsender Unruhe. Was hatte er? Reute es ihn, daß er auf den Hof verzichtet hatte? Wollte er vielleicht gar seine Ansprüche wieder geltend machen?

„Oder — hattest du — andere Pläne?“ fragte sie stockend.

„Pläne ist eigentlich nicht das richtige Wort,“ antwortete Wilhelm mit eigenem Ausdruck. „Sagen wir lieber Wünsche. Andere Wünsche — ja — die habe ich allerdings. Vielleicht sogar sehr vermessene Wünsche.“ Er atmete tief auf. „Ich will ganz offen sein, Margret, und ich bitte dich im voraus, mir nicht zu zürnen.“

Er zögerte noch einen Augenblick und fügte dann schlicht und herzlich hinzu: „Du bist mir nicht nur Freundin und Schwester, Margret, sondern viel mehr. Ich liebe dich, schon lange, schon seit ich dich kenne! Zum Bewußtsein ist es mir allerdings erst gekommen in einer furchtbar schweren Stunde, von der wir alle glaubten, daß es die letzte deines Lebens sei. Und seitdem ist mein Gefühl für dich immer tiefer geworden. Es ist mir, als hätte ich dich gesucht mein ganzes Leben lang als die Eine, die die Ergänzung meines Seins, die Erfüllung meiner Sehnsucht ist. Ich weiß, daß es vermessen ist, schon heute davon zu dir zu sprechen. Ich weiß auch, daß deine erste Ehe eine furchtbare Enttäuschung war, und daß es dir schwer werden wird, je wieder Vertrauen zu fassen; aber ich will mich gern gedulden. Du bist mir das Teuerste auf dieser Welt, und mein einziges Bestreben ist dein Glück.“

Margret deckte zitternd die Rechte über ihre Augen. Das, was Wilhelm in seinem letzten Satz zum Ausdruck brachte, hatte ihr schon einmal einer geschworen. Und wie bald hatte er den Schwur vergessen!

Und dennoch! Es war seltsam, sie glaubte Wilhelm! Sie zweifelte nicht einen Augenblick an der Ehrlichkeit seiner Worte! Aber würde sie selbst je wieder imstande sein, Liebe — Weibesliebe — zu geben?

„Denk auch an den Jungen,“ fuhr Wilhelm fort. „Es ist nicht gut, wenn er vaterlos aufwächst. Ich liebe ihn wie mein eigen Fleisch und Blut, und ich schwöre dir, daß ich alles tun werde, um einen guten, tüchtigen Menschen aus ihm zu machen, einen würdigen Erben des Heidbrinkhofes. Könntest du dich nicht schon um seinetwillen entschließen, mir deine Hand zu reichen? Du brauchst mir heute noch keine Antwort zu geben.“

Sage mir nur, ob ich zum Herbst meine Frage wiederholen darf. Bis dahin soll dann alles zwischen uns bleiben wie bisher; ich werde mit keinem Wort auf dieses Gespräch zurückkommen."

Da sank Margrets Hand herab. Zwei klare Tropfen lösten sich langsam von ihren Wimpern, und sie sagte ernst und fest:

Wenn du Geduld mit mir haben und dich vorerst mit Achtung und herzlicher Zuneigung begnügen willst, dann — ja dann magst du deine Frage wiederholen. Und ich kann dir heute schon sagen, daß ich sie dann bejahen werde um meines Jungen, um des Heldbrinkhofes und vielleicht auch ein wenig um meiner selbst willen!"

Der Staudacher Sepp

Eine heitere Aepfelgeschichte
von Heinrich Brandstätter

Wenn sich der Staudacher Sepp gütete, dann setzte es was; er war ein gründlicher Mann. Am häufigsten gütete er sich über die Frauenzimmer. Darüber gab es nichts zu lachen, und am wenigsten für die, so ihm just in die Quere kamen. Es hat denn auch keine bei ihm ausgehalten, und es gab Zeiten, da sich im Staudacherhof kein Frauenzimmer fand . . .

War ein lediger Bauer, der Staudacher Sepp, und schon mehr oben in der Einsicht. Jung war der grad nimmer, eine Schönheit auch nicht, aber geradert hat er wie selten einer. Das Radern war er gewohnt, das fand er in Ordnung, aber die Frauenzimmer machten ihm zu schaffen. In seinen jungen Jahren ließ er keine Schürze vorüber, ohne der Trägerin gründlich in die Augen zu gucken. Aber er konnte auch nie aufhören, sich über die Frauenzimmer zu ärgern. Man lernt nie aus, am wenigsten bei den Frauen, pflegte er zu sagen. Der Staudacher hatte viel gelernt, aber nicht alles. Und so mußte er bis zur letzten Stunde seines Lebens Lehrgeld zahlen.

Freilich schlug erst die Moidl dem Faß den Boden aus. Die im Tal meinten zwar, der Staudacher hätte es nicht nötig gehabt, so eine junge Magd zu nehmen in seinen alten Tagen, hinauf in seine Einsicht. Aber der Staudacher meinte querköpfig: junges Holz biegt sich leichter als altes. Und im übrigen habe er niemanden um seine Meinung gefragt! Doch die Moidl war eine Hantige, eine von jenen, wie sie nur alle sieben Jahre einmal auf die Welt kommen. Und so kam das Biegen auf den alten Staudacher.

Raum einige Wochen hauste die Moidl in der Einsicht, und schon wehte ein scharfer Wind im Haus. Sie verstand es, den Dienstleuten Beine zu machen, und wer sie bei der Arbeit sah, neidete dem Staudacher die junge, tüchtige Kraft. Der alte Kracher wird doch nicht glauben . . .? meinten besorgt die älteren Jahrgänge. Der Staudacher glaubte aber selbst nicht recht, nur hie und da hatte er seine Gedanken und gütete sich.

War er noch Bauer, oder war er es nicht? Hatte er im Haus noch etwas anzuschaffen oder nicht? Er stapfte grantig umher und schimpfte, manchmal zog er sogar die Hand. Die Moidl sprang jedesmal flink zur Seite und lachte; und wie sie lachte! Dann schob sie ihn zur Seite wie ein altes Möbelstück. Sie schrubbte und scheuerte im Hause, daß es eine Art hatte. Sie jagte den Staudacher von einem Winkel zum anderen. Sie vervollständigte den Hausrat. Sie erneuerte die Wäsche und brachte das Geschir in Ordnung.

Sie richtete sich ein, als wäre sie im Begriff, einen Hausstand zu gründen. Und war doch gar nicht des Staudachers Weib und dachte auch nicht daran, es zu werden.

An einem schönen Sonntag kam sie mit dem Mischhuber Peter, einem baumlangen Kerl, vom Kirchgang heim, wies auf diesen, der liebevoll grinste und sagte: „Daß Ihr 's gleich wißt, Bauer! Der da ist mein Bräutigam. Und Ihr braucht keine Angst zu haben um Eure alten Knochen!“ Der Staudacher schaute ein bißchen von unten herauf auf das baumlange Mannsbild. Dann meinte er giftig: „So, so!“ und machte sich aus der Stube. Der ist imstand und haut mir die Rippen ein, wenn ich das Maul aufmache, dachte er grimmig. Wo sie den Burschen nur aufgeklaut hat?

Nachmittags schlüpfte der Staudacher in seinen besten Rod und stapfte brummend ins Dorf. Von Zeit zu Zeit suchte er mit seinem Steden in der Luft herum. So kam er ins Tal zu seinem alten Freund, dem Sticheleder. Der saß dick und breit unter dem Kuckbaum vor seinem Hause und paffte mächtig aus seiner Pfeife.

„Ist mir gleich g'wes'n, daß du heute einmal kommst,“ sagte der Sticheleder schmunzelnd und schaute listig. Der Staudacher zeigte sein grimmigstes Gesicht, machte keine Umstände und legte gleich los. Das mit der Moidl war eine heikle Sache und mußte besprochen werden. So eine tüchtige Dirn findet man nicht leicht, aber auch keine so zwidere. Der Sticheleder lachte, daß ihm die Wangen schlotterten. Aber dann hörte er Alles ordentlich an, zog seine Stirne in viele Falten und machte ein wunderliches Gesicht. „Na, ich meine, es ist das

beste, du denkst ans Heiraten. Bist lange genug einspännig durchs Leben tuschiert. Wirst grad nicht sterben an der Ehe, haben 's andre auch ausgehalten. Kinder hast auch keine, was soll mit dem Hof werden?“

Der Staudacher bohrte mit seinem Stod tiefe Löcher in den weichen Rasen unterm Kuckbaum. „Zum Heiraten ist sie mir doch zu jung, so ein Ding bringt nichts Gutes!“ meinte er nachdenklich.

„Du mein Himmel!“ lachte der Sticheleder, „wer sagt denn auch, daß du die Moidl heiraten sollst? Sie bleibt dir auch so auf dem Hof. Sie ist keine, die gern herumläuft, von einem Platz auf den anderen. Wenn es ihr wo gefällt, bleibt sie, kannst Gift darauf nehmen. Sek' ihr eine tüchtige Bäurin ins Haus, eine gefezte. Dann wird sie schon merken, woher der Wind weht. Hast dir die Moidl aus dem Nachbartal geholt, hol dir von dort auch gleich die Bäurin. Und ich wüßt' gleich eine. Wenn man sie anschaut, mücht' man meinen, es ist die Mutter der Moidl, so sind sie einander ähnlich. Freilich ist sie grad nimmer so kauer, aber . . .“ und der Sticheleder schmalzte mit der Zunge.

So ging der Staudacher richtig auf die Braunschau, fand Gefallen und gefiel, und das ganze Tal hatte seine Freude, denn Schadenfreude ist auch eine Freude und schier die ergiebteste. Auch der Staudacher freute sich, aber nicht lang. Die Moidl war wie ausgewechselt fleißig wie früher, aber sanft wie ein Lamm. Sie strich dem Staudacher um den Bart, daß ihm ordentlich warm wurde. Beinahe reute es ihn, so bald zu heiraten. Doch die Dinge nahmen ihren Lauf. Die Moidl redete so viel Gutes über die neue Bäurin, daß sich der Staudacher daß verwunderte und ihm greulich der Mund wässerte.

Er ist sehr alt geworden, der Staudacher, über die neunzig. Man sah ihn lange Jahre im Sommer auf der Bank sitzen und sein Pfeifchen schmauchen. Um ihn tummelte sich eine ständig wachsende Schar munterer Kinder, und sie trieben manchen Schabernack mit dem alten, greinenden Mann. Denn der Staudacher gütete sich bis zur Todesstunde über die Frauenzimmer. Eigentlich hatte er keine Ursache dazu, aber er war richtig dem Sticheleder aufgefessen und hatte Hals über Kopf Moidls Mutter geheiratet. Und diese war auch eine Hantige und dazu keine Junge. Und so kam der Staudacher erst in seinen alten Tagen unter ein richtiges Weiberregiment. Hat ihm eigentlich nicht geschadet, und er hatte das Seine, aber zum Reden langte es nie. Er mußte sehr fleißig sein, wenn er mit dem Horchen nachkommen wollte.

Die beiden Frauen setzten den Sepp sehr bald auf den Altenteil, der lange Peter kam als Bauer auf den Hof, und der Staudacher fand in ihm einen Leidensgenossen. Die beiden redeten nicht viel miteinander, nur an besonders schlimmen Tagen schauten sie sich hie und da in die Augen, und dann spuckten sie aus. Du lieber Herr, aber wie sie ausspuckten!

Doppelter Reinfall

Von Willy Koestel

„Alaumaze“ ist gerade kein salonsfähiger Name, aber was hilft's, wenn der Held unserer kleinen Geschichte in seinen Kreisen nun einmal so hieß und sein gut bürgerlicher Name höchstens seinem Träger selbst und der Polizei bekannt war. Mit dieser war Alaumaze trotz seiner 20 Jahre schon zweimal in Konflikt geraten, trotzdem er grundsätzlich mit äußerster Vorsicht zu Werke ging.

Also, Alaumaze hatte wieder einmal ein gutes „Geschäft“ abgeschlossen, und seine Brieftasche plakte ob ihres reichen Rentnoteninhaltes fast aus den Nähten. In einem feinen Ledersack, eine elegante Reisemütze auf dem Kopf, einen neuen Uebergangsmantel lässig über die Schulter geworfen und eine rindlederne Reisetasche in der Hand, er-

flatterte er behende ein Abteil des nach Berlin zur Abfahrt bereitstehenden Sitzzuges, wo er es sich auf dem Polster bald bequem machte. Ihm gegenüber saß ein corpulenter Herr, offenbar ein spießbürgerlicher Geschäftsmann, irgendwo aus der Provinz. Der sah den eleganten Fahrigenossen, der den Eindruck eines routinieren Reisenden, einer richtigen „Coupéwanze“, machte, aus seinen wässrig blauen Augen gleichgültig an. Klraumage würdigte ihn zuerst keines Blickes, bis der Dicke gähmend seine schwergoldene Kapseluhr hervorholte und für einen Augenblick ihr Zifferblatt studierte. Da weiteten sich Klraumages Pupillen begehrlieh für den Bruchteil einer Sekunde. Und nach einem kurzen Augenblick ruhten seine scharfen Augen auf einer breiten Panzerkette. an die der Dicke seine Uhr gelegt hatte.

Der Zug hatte sich inzwischen in Bewegung gesetzt und stampfte in gleichmäßigem Takt seinem Ziel entgegen, das er fahrplanmäßig in einer guten halben Stunde erreicht haben mußte. In Klraumages Hirn arbeiteten indessen allerlei Gedanken. Was Mieke, seine Braut, für ein Gesicht schneiden würde wenn er ihr die vollgepfropfte Brieftasche zeigte, und wie sie sich freuen würde, wenn er ihr großmütig ein paar von den „Lappen“ in die Hand drückte. Dazwischen warf er immer wieder einen verstohlenen Seitenblick auf die goldene Panzerkette seines Gegenübers. Eigentlich hatte er es ja gar nicht mehr nötig, sich um einer solchen lumpigen Uhr willen in Unkosten zu türzen. Und die Mundwinkel plötzlich verziehend, sah Klraumage gelangweilt aus dem Fenster.

Der Dicke war langsam eingenickt, und bald verkündeten regelmäßige Schnarchtöne, daß er fest, wirklich fest schlief. Klraumage musterte den Schlafenden näher. Unerhört war es, wie dieser stumpfsinnige Philister hier sorglos den Schlaf des Gerechten schlief, während er, ein König unter den Dieben, in seiner unmittelbaren Nähe weilte. Der Kerl mußte entschieden mal was erleben, was ihn aus seiner behaglichen Ruhe anstößte! Bald gingen „Klraumage“ die Gedanken durch den Kopf, ist die Fahrt beendet, und ehe der Dicke richtig wach würde, ist man schon im Menschengewühl verschwunden...

Und schon beugte sich Klraumage vorsichtig über den Schlafenden. Da war es ihm, als er einen gewohnten scheinbaren Seitenblick um sich warf, als ob er eine Handbewegung in der spiegelnden Scheibe des Fensters sah. Ach, Unsinn! Seine erregte Phantasie, weiter nichts! Mit beneidenswerter Fingerfertigkeit hatte er gleich darauf den Gegenstand seiner Sehnsucht an sich gebracht. Und noch immer schlief der Dicke. Klraumage konnte in seiner Eitelkeit der Versuchung nicht widerstehen und legte sich für einen Augenblick die Uhr mit der breiten Kette an. Doch kaum war er damit fertig, da erwachte der Dicke und fragte, sich die Augen reibend: „Sind wir noch nicht da?“ Die Antwort gaben schon die anschlagenden Bremsen, während der andere stotterte: „Ja, denke, ja!“ Siedenheiß lief es ihm über den Rücken, als der Dicke plötzlich rief: „Nein, der Zufall spielt zu komisch. Sie tragen ja dieselbe Uhrkette wie ich. Wohl auch bei Wittler und Sohn in Leipzig gekauft?“ „Gewiß, gewiß! Sie haben... haben... es erraten, mein Herr“, stotterte in tödlicher Verlegenheit der sich schon überführt Wahnende, der jetzt schnell seine Sachen zusammenraffte und sich nach der Tür des langsam ein-fahrenden Zuges wandte. Endlich, endlich konnte Klraumage aussteigen, und das besorgte er ohne unnötigen Aufenthalt.

Der Dicke mußte wahrhaftig nichts gemerkt haben, denn er kramte, lustig pfeifend, in seiner Handtasche. Kannte seine eigene Uhrkette nicht wieder, dieser Idiot! Klraumage schüttelte sich vor Lachen, als er mit einem Auto einem wenig vornehmen Viertel Berlins zutrebte.

In den Becher der Seligkeit fiel aber ein Wermutstropfen, als er bei Mieke — Hinterhaus 4 Treppen — anlangte und in ihrer Gesellschaft seinen Kollegen „Bulettenkarl“ traf. Der war früher mal Uhrmacher gewesen, d. h. er war seinem Meister einfach weggelaufen, als man von ihm regelmäßige Arbeit verlangte. Den schönen Namen „Bulettenkarl“ hatten ihm seine Zunftgenossen angehängt, weil er in der Vertilgung dieses Nahrungsmittels Erstaunliches leistete. Also Klraumage sah kaum diesen „Freund“ bei seiner Mieke, als ihn auch schon die Eiferjucht packte. Auch ein bezeichnender Blick des Mädchens beruhigte ihn noch nicht ganz. Schließlich aber siegte doch die Freude über die letzten gelungenen Raubzüge. „Da haste was zu deinem Geburtstag“, rief er triumphierend, die Uhr mit Kette auf den Tisch legend. „Ist zwar keine Uhr für Damen, aber wirst sie schon gebrauchen können.“ Mieke griff freudestrahlend nach dem glänzenden Metall und sagte dann, nur um überhaupt etwas zu sagen: „Echt wird sie doch sein?“ „Na und ob!“ rief Klraumage, „der, dem sie gehört hat, war auch echt, ein echter Dummkopf aus der Provinz!“

Inzwischen hatte Bulettenkarl die Uhr genommen und betrachtete. Jetzt lachte er laut auf: „Lombak ist sie, Lombak trotz Stempel. Mir macht keener was vor. Fünf Mark und nicht mehr ist der ganze Laden wert!“

Klraumage war bleich geworden. Eine Ahnung beschlich ihn. Er griff in seine Brusttasche... sie war leer. Verschwunden die wohlgefüllte Brieftasche! Die Handbewegung in der Fensterscheibe... Jetzt begriff er alles! Der Dicke

war ein Konkurrent und hatte sich nur schlafend gestellt, um ihn auf die wertlose Uhr scharf zu machen und sich seinerseits die wohlgefüllte Brieftasche anzueignen.

Klraumage hatte übrigens nicht lange Gelegenheit, seine Wut über seinen Reifall an unschuldigen Dingen auszulassen. Er stand noch in Hut und Mantel, als völlig unangemeldet, einige ernstblickende Männer von der Wirtin ins Zimmer gelassen wurden. Es waren Kriminalbeamte, die Klraumage auf dem Bahnhof beobachtet hatten und ihm gefolgt waren...

Klraumage wird jetzt zu ehrlicher Arbeit erzogen. —

Büchertisch

Erich August Mayer: Paulusmarkt 17. Roman. 546 Seiten. In Leinen gebunden 4,80 RM.

Erich August Mayer, 1894 in Wien geboren, hat sich durch seine ersten drei Romane („Flammen“, „Gottfried sucht seinen Weg“, „Werk und Seele“), die insgesamt in mehr als 60 000 Bänden verbreitet sind, einen Namen in der Leserkwelt gemacht. Ein nicht geringerer Erfolg ist seiner Novellenammlung „O, ihr Berge!“ zuteil geworden.

Erich August Meyers neues Werk „Paulusmarkt 17“ gibt ein breit gemaltes und dabei von tiefer innerer Spannung erfülltes, humorbeschwingtes Bild Wiens in der Nachkriegszeit. Es ist ein mächtiges Epos des Wienertums, das das Schicksal der Bewohner eines alten, großen Wiener Zinshauses gestaltet. Gleichzeitig gibt es das Schicksal des Wiener Bürgertums nach dem Weltkriege in seiner Gesamtheit. Immer wieder wird man erhoben durch die erschütternde Wahrheit und durch den prächtvollen Humor, der das Werk durchweht. Die Gestalten dieser Tragikomödie, von sicherer Meisterhand gezeichnet, prägen sich unauslöschlich ein. Keine Frage, daß die Hausbesorgerin des Hauses Paulusmarkt 17, die „redewerströmende Kathi Wallenta“, die Wiener Hausbesorgerin ist und bleiben wird als ein Charakterbild nicht bloß einer Person, sondern eines ganzen Berufsstandes. Und ebenso steht es um den „lassenschwingenden Leo“, den „Ober“ des kleinen verdächtigen Marktassessorhauses, wo Smetzal, der „schmerungürtete Händler“, seine Schiebergeschäfte anbahnt; so steht es um den brutal-eigenmächtigen Greisler Haderl, um den unheimlichen Plattenbruder, den „düsteren Nepi“, um all das andere vielgestaltige Volk, das in dem stattlichen Hause wohnt und in schwerer Zeit um sein Dasein kämpft. Viele davon sind wahre Helden des Alltags, manche schwächere Herzen aber erliegen dem lockenden Ruf der verderbten Zeit. Und daraus entsteht eine Handlung voll mitreißender Spannung bis zu dem Höhepunkt, der den Leser erschüttert, weil er um seine Lieblinge bangt, zu denen einige Gestalten dieses eigenartigen Werkes im Laufe der Handlungen zweifellos geworden sind.

Ludwig Tügel, „Pferdemusik“. Roman. In Leinen 5,50 M. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München, 1935.

Das neue Werk Ludwig Tügels gehört zu jenen seltenen, reichen und zauberhaften Dichtungen, die eine Vielfalt von Eindrücken geben, an alle Gefühle rühren, die Gedanken lebhaft beschäftigen und die Phantasie mächtig anregen. Merk-würdige Menschen leben in dieser seltsamen Erzählung, deren Schauplatz man in Ostfriesland suchen mag, zwischen Stadt und Weid, in einer Landschaft also, die mit ihren großen Charakterzügen — Himmel, Land, Meer — überall unmittelbar spürbar ist, nicht nur da, wo ihrer in wundervollen Worten und Bildern gedacht ist. Da ist der Hauptheld der Geschichte, der Major Thyllbeck, der zwar die ganze Handlung beherrscht und schließlich in glücklicher Weise entwirrt, indessen selbst gar nicht austritt. Er gehört zu jenen pflichtbewußten und unbeirrbareren Soldaten, die nach vier Kriegsjahren einen betrügerischen Frieden nicht anerkennen wollen und für die mithilfe der Krieg weitergeht. An seiner Seite lebt sein prächtiger treuer Burche und Kriegskamerad Moteneja, mit dem der Major am Rande eines kleinen Dorfes in einem selbstgebauten Unterstand haukt. Dieser Moteneja ist es, der in seiner besonderen, nur ihm und wenigen Menschen verständlichen Sprache zuerst das sinnreich mißverstandene Wort „Pferdemusik“ gebraucht. Von ihm hört es der Schriftzeichner Thüme, gleichfalls ein alter Frontsoldat, der auch noch nicht ins Leben zurückgefunden hat und den sinnlosen Frieden nur durch einjame, abseitige und zeitferne Arbeit ertragen kann. Er befindet sich zufälligerweise auf einer unvorhergesehenen Reise in Begleitung eines redseligen spießhaften Oberregimentrates aus der Stadt, eines köstlich geschilderten Typs des in allen Sätteln gerechten, substanz- und geschmacklosen Zeitgenossen von erstauentlicher Nichtigkeit. Was alle diese Menschen miteinander erleben, was insbesondere die „Pferdemusik“ bedeutet, und wie es kommt, daß Edith von Deiß, eine anmutige, in zarten Linien und lichten Farben gezeichnete Frau, die ebenfalls in die spannungsreichen Geschehnisse der Männer verwickelt ist, am Schluß des Buches einsteht, ihr Leben hinfort mit diesem Schriftzeichner Thüme gemeinsam führen zu müssen — das alles gehört zu den Geheimnissen, die der Leser sich selbst enthüllen muß.